

**E**in Deutscher mit einem kleinen japanischen Restaurant in Berlin beschließt, einen Abend lang gratis Sushi für die Flüchtlinge zu rollen, die es in die Stadt verschlagen hat. Eine hochherzige Initiative, auf die viele Immigranten dankbar eingingen. Doch binnen drei Wochen wird dem deutschen Inhaber klar, dass er einen großen Fehler gemacht hat. Die einheimischen Gäste kommen nicht mehr, sogar die seit Jahren treuen deutschen Stammkunden lassen sich nicht mehr blicken. Monate lang hält er sein Restaurant gegen bessere Wissen offen. Schließlich gibt er auf und zieht in ein anderes Viertel um. Flüchtlinge lassen sich nicht mehr blicken, sein Geschäft brummt wieder.

Diese Geschichte höre ich auf der Rückfahrt von einer Lesung in der ehemaligen DDR. Beim Vorlesen aus der Übersetzung meines Romans „Alles, was wir wissen konnten“ kippete plötzlich die Stimmung. In den Augen des Publikums stand Entsetzen. Ein niederländischer Nazi, der in den vierziger Jahren seine Nachbarin missbraucht, eine untergetaucht lebende Jüdin? Das ist verstörend. Warum muss ich das Böse so ausdrücklich benennen? Weil ich keine zwanzig Minuten später eine Passage vorlese, aus der hervorgeht, wie gut derselbe Mann zu dem Kind war, das von der jüdischen Mutter geboren wurde. Als er sich als Mensch erweist, sehe ich Erleichterung. Das Publikum sitzt wieder ein bisschen entspannter auf den Stühlen. Denn, ja, er war auch nur ein Mensch. Und, ja, jeder Mensch hat nicht nur eine Seite. Über diese Auflösung gelangen wir zu einer Art Verständigung, zu einem unausgesprochenen Kompromiss. So schwarzweiß ist das Leben nicht, scheinen wir zueinander zu sagen.

Ob ich wirklich so darüber denke, so nuanciert, fragt plötzlich ein älterer Herr. Er sei, fügt er hinzu, bei der SS gewesen, als junger Mann. Ich schlucke, und mir schießen vier, fünf Sekunden lang die schrecklichsten Bilder durch den Kopf. Ich denke an meine Urgroßeltern und stelle mir vor, wie sie ihres Lebens beraubt daliegen, aber ich reiße mich wieder zusammen. Ich bin doch hier in Deutschland. Dieses Volk hat es geschafft, auf ganz besondere Weise seine Vergangenheit zu „bewältigen“. Man hat in Ausbildung und Aufklärung investiert und Raum für den großen Dialog geschaffen. Frühere Generationen gingen noch gebeugt unter den Schuldgefühlen. Zwar musste sich die zweite Generation intensiv mit der eigenen Geschichte auseinandersetzen, fand oder bekam aber noch nicht den Raum, die so gewonnenen Erkenntnisse auch im privaten Dialog unbefangen zu nutzen. Aber die dritte Generation, meine Generation, konnte diesen Dialog führen und ist stark geworden.

In den vergangenen zehn Jahren habe ich meine Romane vor allem in Westdeutschland vorgestellt. Die Unterschiede zwischen den beiden Teilen des Landes waren mir nicht besonders geläufig, aber ich kannte natürlich die deutsche Geschichte. Meine Eltern hatten mich Anfang der neunziger Jahre mit nach Berlin genommen, um die Berliner Mauer und deren Fall aus nächster Nähe zu erleben. Und, nicht zu vergessen, ich bin mit deutschen Großeltern aufgewachsen, die eigentlich immer mit großer Liebe von ihrem Vaterland sprachen, trotz allem. Obwohl sie fliehen mussten. In meiner jüdischen Erziehung gab es keinen Hass auf Deutschland, im Gegenteil, es gab Verständnis und Interesse für das Weltgeschehen. Ich wurde mit Idealen großgezogen.

Seit der ersten Übersetzung meiner Romane reise ich ohne Begleitung nach Deutschland, um meine Leser kennenzulernen und mich an diesem großen Dialog zu beteiligen. In diesem Land spüre ich einen wechselseitigen Respekt und Interesse aneinander. Aber dieses Mal bin ich in Ostdeutschland, und mir wider-

fährt etwas, das ich noch nie erlebt habe. Weil ich klar sage, dass ich nicht pauschal verurteilen will, steht jetzt ein ehemaliger SS-Mann vor mir, der mich herausfordert. Die übrigen Zuhörer sind wie gelähmt und wagen es nicht, den Blick zu heben. Ich nicke und erzähle, wie ich als Kind die Welt gern ordnete: auf der einen Seite das Gute, auf der anderen das Böse. Das bringt Klarheit. Als Sechsjährige fragte ich meine Großmutter oft, ob jemand ein guter oder schlechter Mensch sei. Irgendwann sagte sie, ich solle einmal genau zuhören: „Das Leben ist nicht schwarzweiß, das Leben ist grau. Wenn du später groß bist, wirst du das begreifen.“

Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen; ich meinte zu begreifen, wenn alte Leute graue Haare bekommen hatten, dann hatten sie auch das Leben begriffen; eines Tages würde auch ich an diesen Punkt kommen. Eine Frau in adrettem Hosanzug erhebt sich und sagt, ich würde mich ja sehr naiv anhören; sie fragt, ob ich denn wisse, was sich derzeit hier in Deutschland abspiele? Zwei Millionen Fremde seien ins Land gedrängt, das lasse die ganze Gesellschaft aus den Fugen geraten, und dann könnten wir uns nicht einfach hinstellen und sagen, das Leben sei nun mal nicht so schwarzweiß. Das Publikum fängt an, miteinander zu diskutieren, wodurch ich Zeit habe, meiner inneren Stimme zu lauschen: Zum ersten Mal signalisiert sie mir eine tiefe Angst. Bin ich hier denn so sicher, wie ich immer denke? Es ist ein absurder Gedanke, den ich gleich wegschieben möchte, und ich mische mich ins Gespräch meines Publikums ein, das inzwischen über den wachsenden Rechtsextremismus hier in Ostdeutschland diskutiert.

**I**ch bin noch nicht grau, ich bin 42 Jahre alt. Ich bin eine niederländische, jüdische Romanautorin, die im Lauf der Jahre bei Lesungen und in Gesprächen gelernt hat, dass es einerlei ist, ob man von der sogenannten „Täter-“ oder von der „Opferseite“ kommt; meine Generation teilt denselben Hintergrund. Unsere Eltern wuchsen mit dem großen Schweigen auf. Unsere Eltern gehörten zu der Generation, die nicht zu fragen wagte, sie mussten vor allem eines: alles wiedergutmachen. Aber unsere Generation, die dritte, mit ihrer kulturellen Erziehung und guten Ausbildung, hat es gewagt, Fragen zu stellen. Das Brechen der Stille gab unserer Generation Hoffnung. Was ist dieses Mal anders als bei früheren Lesungen? Warum erlebe ich meinen Aufenthalt dieses Mal anders als zuvor? Oder existiert ein Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland? Hat die aktuelle Flüchtlingsproblematik etwas im Volk verändert? Gilt das für ganz Europa?

Auf dem Rückweg nach Berlin, in einem vollbesetzten Auto, frage ich, ob ein lebenslanger Wille zur Wiedergutmachung als unbewusster Antrieb neue Probleme auslösen kann. Das deutsche Volk ist nicht mit Merkels Flüchtlingspolitik einverstanden. Angst und Unzufriedenheit führen bei einem Teil der Bevölkerung zu einem vollständigen Mangel an Verständnis für ihre Mitmenschen. Warum, frage ich, soll Toleranz gegenüber Immigranten in großem Maßstab nicht möglich sein? Schweigt Deutschland über den Zusammenhang zwischen dem „Dritten Reich“ und der aktuellen Politik? Oder ist dieses Wissen so offenkundig in der allgemeinen deutschen Politik verankert, dass es nicht mehr explizit gemacht werden muss? Die Welt sieht, wie dieses Mal Millionen von Flüchtlingen willkommen sind, im Gegensatz zur deutschen Vergangenheit, in der Millionen von Mitmenschen hier den Tod fanden. Und nach 1945 kamen auch Millionen von Flüchtlingen in das kleiner gewordene und geteilte Deutschland, aber offenbar hat man diesen Flüchtlingsstrom schon vergessen. Die Deutschen meiner Generation sind



Ariëlla Kornmehl

Foto privat

## Der Flüchtling, der Nazi und ich

Fallen die Schatten der Vergangenheit auch auf die deutsche Einwanderungspolitik? Reise einer jüdischen Schriftstellerin durch ein Land mit zwei Gesichtern.

Von Ariëlla Kornmehl

stolz auf ihr Vaterland, die Vergangenheit hat ihren Platz zugewiesen bekommen, und die Gegenwart zeigt offiziell Toleranz und Achtung vor den Mitmenschen. Hinzu kommt, dass meine Generation und viel mehr noch die nachfolgende in einer besonderen Zeit aufgewachsen ist, nämlich im beginnenden digitalen Zeitalter. Ich habe erwartet, dass meine Generation, wegen ihrer Erfahrung mit dem weltumspannenden Internet und den sozialen Netzen, beim plötzlichen Auftreten von Ereignissen wie dem Migrantstrom nach Europa im Vorteil wäre. Es gibt so viele Chancen für einen besseren Dialog und größeres Wissen übereinander.

Doch das Gegenteil ist wahr. Durch das Übermaß von Informationen rücken Erfahrung und Wissen über die Vergangenheit in den Hintergrund. Online entsteht ein Brand, der nicht zu löschen ist. Und es wird nicht mehr nach der Vergangenheit gefragt, nach dem, was geschehen ist, und nach dem, was uns eine Richtschnur ist, wie wir weitergehen müssen. Viele Jugendliche, so scheint es, sind nur am Hier und Jetzt interessiert. Ist das ein Bestandteil unserer Geschichte, kommen wir deshalb so mühsam voran? Selbst wenn es vorangehenden Generationen gelungen ist, aus der Vergangenheit zu lernen, muss jede neue Generation jedes Mal doch wieder von vorn anfangen?

Mir wird erklärt, dass hier im Osten oft auf die Westdeutschen verwiesen werde, als könnten allein Westdeutsche eine Nazivergangenheit haben. Woher kommt der Fremdenhass in Ostdeutschland, obwohl hier nur wenige Flüchtlinge untergebracht werden? Gibt es eventuell einen Zusammenhang zwischen dem einst aufgezogenen Kommunismus und der Lebenseinstellung eines Teils der heutigen Bevölkerung? Hat es auch damit zu tun, dass nach 1945 in der DDR die Religion unterdrückt wurde? Welche Folgen haben die Schwäche der Kirchen oder ein unfreies Kulturleben mit sich gebracht? Gab es in Ostdeutschland einen Ort, an dem Menschen unbefangen ihre Gewissensfragen äußern konnten?

**V**ielleicht hat Navid Kermani recht, wenn er sagt, dass man die eigene Kultur nicht mehr richtig kennt. Dass man durch mangelndes Wissen über das eigene Kulturerbe nicht mehr für andere Kulturen und unbekannte Mitmenschen offen sein kann. Er hält es für einen großen Mangel, wenn jemand nicht weiß, was Pfingsten bedeutet, während er den Feiertag selbst gern feiert, aber eben nur als arbeitsfreien Tag. „Wenn wir unser eigenes Erbe nicht kennen, kennen wir uns selbst nicht. Und dann werden wir sehr empfänglich für Radikalismus, Fremdenhass und Nationalismus.“ Wenn man sich immer in derselben Umgebung aufhält, mit immer denselben Menschen, stellt sich nicht so schnell die Frage, warum man etwas tut oder wie der andere es machen würde. Man stellt sich dann auch nicht die Frage, wie man selbst zur Norm steht. Noch wichtiger, man fragt sich dann erst gar nicht, was überhaupt die Norm ist.

Wenn der Fremdenhass im Osten Deutschlands tatsächlich größer sein sollte, in jenem Teil Deutschlands, in dem es vor 1989 weniger Interesse und Raum für das „Bewältigen“ der Vergangenheit gab, dann möchte ich die These aufstellen, dass der Erfolg Westdeutschlands ein Lösungsansatz für das Problem der Angst sein könnte, mit dem ganz Europa und auch die Vereinigten Staaten von Amerika heute so zu kämpfen haben. Wenn Deutschlands konsequentes Bemühen, sich der Vergangenheit zu stellen und sie so zu bewältigen, beim Umgang mit gegenwärtigen Problemen hilfreich sein sollte, dann müssten wir, woran wir arbeiten müssen. Könnte man dann nicht auch in meiner Heimat Niederlande, in den Schulen und im öffentlichen Diskurs, eine Verbesserung erreichen?

Es ist schon gegen Mitternacht, als wir wieder nach Berlin hineinfahren. Zum Abschluss eines langen Tages gehen wir Sushi essen. Ich bestelle in meinem mangelhaften Deutsch. Auch ich bin eine Fremde. Trotzdem fühle ich mich hier zu Hause. Ich fühle mich hier zu Hause, und ich fühle mich in den Niederlanden zu Hause, und wenn ich in die Ferien fahre, fühle ich mich an meinem Ferienort zu Hause, und eigentlich fühle ich mich überall zu Hause, wodurch ich vielleicht nirgendwo zu Hause bin. Ich habe eigentlich immer das Gefühl, dass ich schon zurechtkomme, wo ich auch bin. Ja, ich glaube zu wissen, woher dieses tiefverwurzelte Gefühl kommt. Schließlich haben meine Großeltern immer wieder fliehen müssen, von Gettos in Polen in reiche Städte in Deutschland, auf dem Weg in die Niederlande und auf der Flucht über die Pyrenäen nach Spanien. Seit Jahrhunderten sind sie unterwegs. Wie Isaac Deutscher sagte: „Bäume haben Wurzeln, Juden haben Beine.“ Wir haben Beine, um damit wegzulaufen, wenn es sein muss. Und dann bauen wir wieder auf, Generation für Generation, wo auch immer.

Heute ist es nicht mein Volk, das die Flucht ergreift. Es ist ein Brudervolk aus Syrien und den angrenzenden Ländern,

es sind junge Leute, die zu einem besseren Leben laufen müssen, die alles zurücklassen müssen, wie es auch meine Vorfahren immer mussten. „Hier Kind, noch ein Löffel, noch eine Gabel“, wie oft habe ich meine Großmutter das erzählen hören? Jedes Besteckteil, das sie von den Eltern mitbekam, würde sie wieder einen weiteren Tag überleben lassen. Man bezahlte sein Versteck meist mit Gegenständen. So wurde sie als Achtzehnjährige in den Untergrund geschickt, schwer beladen, in der Hoffnung, dass es nicht für lange Zeit sein würde. Nach drei Monaten waren ihre Mittel aufgebraucht. Sie musste noch ein paar Jahre durchstehen.

Fühle ich mich wegen dieser Vorgeschichte den Scharen von Flüchtlingen verwandt, die an den Grenzen warten müssen, bis sie in ein Land einreisen dürfen? Bis sie endlich als Menschen angesehen werden und nicht mehr wie Tiere vor dem Stacheldraht stehen müssen? Wenn ich diese Verwandtschaft fühle, mache ich dasselbe wie Angela Merkel und viele andere, die vielleicht noch immer vor dem Hintergrund dessen handeln, was einst geschehen ist. Das erscheint mir besser, als die Vergangenheit nicht zu kennen und auch nicht daraus lernen zu können. Vielleicht ist Deutschland das einzige Land, dem es gelungen ist, der Welt zu zeigen, was ein kollektiver Ansatz des Vermittelns von Wissen für die Wissensbildung bedeuten kann.

Ich habe kaum geschlafen. Ich habe viel zu lange nachgelesen, was im Internet lautstark geäußert wird und wodurch ich natürlich kein Auge mehr zumachen konnte. Ich habe auch über eine neue rechte Partei nachgedacht, von der ich gelesen hatte. Die Gründerin ist eine Frau in meinem Alter. Ich las, wie ihre nationalistischen Vorstellungen aus ihrer DDR-Vergangenheit erklärt werden. Aber auch Angela Merkel wuchs in der DDR auf. Es ist alles nicht so einfach, wird mir klar, als ich am nächsten Morgen müde ins Taxi steige. Und es ist auch nicht so schwarzweiß. Aus einer DDR-Jugend lassen sich nicht ohne weiteres Schlüsse ziehen. Eine DDR-Jugend allein für die mangelnde Empathie für Flüchtlinge verantwortlich zu machen ist viel zu einfach.

Ein Pole bringt mich zum Flughafen. Er lebt schon zwanzig Jahre in Deutschland und kann die neuen Ausländer nicht ausstehen. Ein Taxi ist nie ein guter Ort für heftige Diskussionen. Ehe man sich versieht, steht man auf dem Seitenstreifen mit dem Koffer in der Hand. Ich soll doch bitte begreifen, dass er aus einem Teil Polens kommt, der früher deutsch gewesen ist, seine Vorfahren lebten viele Generationen als Deutsche dort. Er hat einfach ein Recht darauf, in Berlin zu leben, aber diese Leute aus dem Nahen Osten, die haben hier nichts zu suchen. Ich schweige. Vielleicht verliert man allmählich die Energie, Einwände vorzubringen und Ärger zu riskieren, denke ich, während ich auf der Rückbank meine Grenzen kennenlernen. Und ist das dann eine große Gefahr? Dass wir uns nicht mehr jeden Tag gegen diese Intoleranz wehren?

Ich fahre nach Amsterdam zurück, zu meinen Kindern. Ich habe Kinder geboren, die in einer Welt aufwachsen müssen, die in eine große, blutige Kettenreaktion geraten ist. Kinder, die inzwischen an unversöhnliche Menschen gewöhnt sind, weil alles ungefiltert über ihre kleinen Displays schwappt. Kinder, die vielleicht ihren eigenen Nachwuchs nicht im Land ihrer Geburt großziehen können? Doch dieses Mal stehen ja nicht die Juden ganz oben auf der Liste. Wer in Paris abends ausgeht, ist dort genauso gefährdet wie ein Jude zu einem willkürlichen Zeitpunkt auf einer Straße in den Niederlanden. Das tröstet mich schon, dass es einerlei ist, wo man ist. Und wer man ist.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Marlene Müller-Haas.

Von Ariëlla Kornmehl ist zuletzt der Roman „Alles, was wir wissen konnten“ erschienen.

## Frankfurter Anthologie

Yitzhak Laor

### Herbst

Die Falten? Keine Sorge die sind Das Blattgold. Was für ein Herbst erwartet uns was für ein Herbst (doch mein Same wird dich nicht mehr befruchten wozu lügen) was für ein Herbst

Ich werd dich entführen Lösegeld fordern von der Welt, werde ihr sagen: Lass uns ein Kind machen dann lass ich sie laufen (doch mein Same wird dich nicht mehr befruchten wozu lügen) was für ein Herbst

Ein großer Falter ist der Schatten wenn das Licht deiner Augen mir kundtut: Bald ist es dunkel. Ein Falter schlägt mit den Flügeln, Zeit die uns bestäubt (doch mein Same wird dich nicht mehr befruchten wozu lügen) was für ein Herbst

Bald liebtest du mich nicht mehr bald lieb ich dich nicht mehr bald lieben wir nicht mehr bald wird es wehtun bald tut es schon nicht mehr weh (doch mein Same wird dich nicht mehr befruchten wozu lügen) was für ein Herbst

Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer

Hans Christoph Buch

### Die Liebe bewahren

**M**arcel Reich-Ranicki legte Wert auf die Feststellung, dass die großen Werke der Weltliteratur um zwei zentrale Themen kreisen: Liebe und Tod. So auch hier: Yitzhak Laor hat ein Liebesgedicht geschrieben, das nicht nur das Ende einer Beziehung, sondern auch das Erlöschen des Begehrens und den Tod der Liebe thematisiert. Mit minimalem Aufwand erzielt der Dichter den größtmöglichen Effekt, indem er liebgewordene Illusionen zerstört und wie ein Schlangenbeschwörer oder Schamane immer gleiche Worte und Wendungen wiederholt – daher rührt die hypnotische Wirkung des Texts. Anders als Erich Fried, dessen sprachliche Virtuosität im Dienst politischer Aufklärung stand, besticht Yitzhak Laors Poesie durch existentiellen Ernst, indem sie, ohne in raunenden Irrationalismus zu verfallen, die Tragik des Menschseins beschwört.

Anne Birkenhauer, die Laors Gedichte kongenial übersetzt und mit Anmerkungen versehen hat, weist auf eine Eigenart des Originaltexts hin, die im Deutschen nur vage angedeutet werden kann: die tiefe Kluft zwischen der Umgangssprache im heutigen Israel und der hebräischen Schriftsprache des Alten Testaments, eine Diskrepanz, die in anderer Form auch der Lyrik von Asher Reich zugrunde liegt.

Als ich Yitzhak Laor kennenlernte beim Literaturfest in Odessa, einem Ableger des von Uli Schreiber organisierten Berliner Literaturfestivals, war ich angenehm überrascht, weil er in keiner Weise dem Klischee eines weihewollen Dichters entsprach, der, abgehoben von der Gegenwart, uralte Traditionen fort-schreibt: Viertausend Jahre blicken auf euch herab, wie Napoleon angesichts der Pyramiden von Gizeh seinen Soldaten zugerufen haben soll. Im Gegenteil, Yitzhak Laor steht mit beiden Beinen im Leben und hat sich mit ätzender Kritik an Israels Besatzungspolitik sowie an der innerisraelischen Opposition frühere Freunde zu Feinden gemacht.

Auch in Odessa ließ er kein gutes Haar am Jahrmärkte der Eitelkeiten von weither angereisten Literaten und am Talmi-Glanz der von Oligarchen beherrschten Stadt, die Katharina II. mit dem Versprechen von Handels-, Glaubens- und Meinungsfreiheit aus dem Boden stampfen ließ. Griechen und Türken, Russen und Polen, Deutsche und Juden liebten sich hier nieder, und im Literaturmuseum von Odessa, einer einzigartigen Institution, ist Isaak Babels randlose Brillen ausgestellt neben einem Feldpostbrief Heinrich Bölls an seine Frau, der den tristen Alltag im von der Wehr-

macht besetzten Odessa schildert. Beim Fototermin auf der Hafentreppe, einer Ikone der Filmkunst, über die Sergej Eisenstein einen Kinderwagen herabrollen ließ, fehlte Yitzhak Laor: Nach eigenem Bekunden hatte er vom russischen Formalismus mehr gelernt als von westlicher Literaturkritik und beneidete mich darum, Viktor Schklowskij, den Vordenker der Formalisten, persönlich gekannt zu haben. Schklowskij wiederum hatte als Gymnasiast den greisen Tolstoj in Jasnaja Poljana besucht und mir seine im Zuge der Entstalinisierung neu aufgelegten Essays gewidmet mit den Worten: Bewahren Sie die Liebe! Hier schließt sich der Kreis von Literatur und Leben, Liebe und Tod, die, bei Licht betrachtet, zwei Seiten derselben Sache sind.

Yitzhak Laor: „Auf dieser Erde, die in Schönheit gehüllt ist und Wörtern misstraut“. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer. Nachwort von Michael Krüger. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2017. 240 S., geb., 28,- €.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Pablo Neruda“. Deutscher Kunstverlag, Berlin 2017. 80 S., geb., 22,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).